

teil 2 – performance

Wir Herms müssen damit beginnen, unsere Geschichten selber zu erzählen und zu zeigen, dass wir eine Bereicherung für die Kultur sind – und nicht allein eine Bedrohung von Normen, die immer schon Veränderungen unterworfen waren.

KROMMINGA 2005

Kapitel III

Statt eines Methodenkapitels

Interpretative Forschung hat im Forschungsprozess immer wieder mit Unsicherheiten umzugehen, die in einem glatt formulierten, möglicherweise gar diesbezüglich geglätteten Forschungsbericht am Ende nicht umfassend sichtbar gemacht werden, und die GTM ist – wie viele andere qualitative Methoden – kein Vorgehen, das sich ‚nach Rezept‘ erlernen lässt, auch wenn einige Anleitungen dies vermuten lassen (vgl. kritisch dazu Truschkat et al. 2011: 354). Das hier gewählte Format ist der Versuch, einem reflexiven Umgang mit interpretativer Forschung gerecht zu werden und nicht nur mit den Erfolgen und geraden Strecken, sondern auch mit den Hürden und Hindernissen offen umzugehen. In der feministischen Tradition der Selbstreflexion meiner Rolle als Forscherin, die um Teilhabe an einem Feld bittet, das nicht ‚ihres‘ ist, lege ich im Folgenden und nach den theoretischen Vorannahmen, die ich für diese Forschung bereits mitbringe und die ich in den ersten beiden Kapiteln als Hybrid aus bereits gewusstem und im Zuge der Forschung angeeignetem Wissen expliziert habe, diese als ebenfalls beeinflussendes Datum der Forschung offen.¹

Sozialwissenschaft wird von Personen aus Fleisch und Blut, mit einem – historisch entstandenen und sich im Zeitverlauf wandelnden – sub/kulturellen, sozialen, institutionellen Hintergrund sowie im Rahmen einer persönlichen Lebensgeschichte ausgeübt. Dabei spielt der Kontakt mit dem Forschungsfeld und mit den Untersuchungspartnern eine zentrale Rolle – Forschung ist wesentlich *Interaktion*. (Breuer 2010: 140)

Das bedeutet in der Konsequenz und wie sich im Folgenden zeigen wird, dass eben nicht nur die Körper und Emotionen der Befragten einen Raum bekommen, sondern

1 Für eine ausführliche Reflexion des Einflusses theoretischer Vorannahmen im Sinne der *reflexive science* nach Burawoy (2009) vgl. Eversberg 2014: 224ff.

auch meine. Ebenso, wie in der Interviewsituation immer auch die anwesenden Körper eine Rolle in der Interaktion spielen, ist der Körper auch in der Folge – bei der Transkription, Auswertung, Theoretisierung etc. – immer anwesend. Ich versuche hier, den Körper – *meinen* Körper – zumindest ansatzweise als FORSCHUNGSSUBJEKT in das Geschehen einzubinden (vgl. Gugutzer 2004: 14ff.): Momente der Zuneigung oder Momente des Widerstands ebenso wie jegliche weitere wahrnehmbare Reaktionen, die sich mit der Forschung assoziieren lassen, können Quellen für wichtige Erkenntnisse sein. Körperlich-sinnliche Vorgänge, so Gugutzer, wirken selbsttätig (vgl. Ebd.: 15). Erfahrungsaufschichtung ist nicht nur ein rein kognitiver, sondern immer auch ein spürbarer Vorgang. Zum Beispiel: Wenn ich auf ein Interview besonders begeistert reagiere, sollte ich diese Reaktion ebenso auf ihre Bedeutung hin überprüfen wie das Bedürfnis, ein Transkript, das sich partout nicht ‚greifen‘ lässt, frustriert vom Schreibtisch zu fegen – gerade letztere Widerständigkeiten verweisen (wie sich im Auswertungsprozess immer wieder zeigte) nicht selten auf fruchtbares Terrain.

Sollten einige Vorstellungen und Erwartungen, die bis jetzt beim Lesen bereits entstanden sind, nun enttäuscht werden oder das Folgende nicht nur, aber auch aufgrund der gewählten Form Irritationen erzeugen, so ist das beabsichtigt und der Arbeit an diesem Projekt angemessen: Die Gestalt des Forschungsprozesses könnte, wollte ein_e ihr im Sinne der hier gewählten Methode eine Kernkategorie zuordnen, vielleicht (wie oben bereits angemerkt) als *Umgang mit Unsicherheiten* beschrieben werden. Welcher Art diese Unsicherheiten waren und auf welchen Ebenen sie in welcher Weise bewältigt wurden – oder eben nicht – soll im Folgenden dargestellt werden.

1. DAS SENSIBILISIERENDE KONZEPT

Den Entschluss, eine Biographieforschung mit intergeschlechtlichen Menschen² durchzuführen, fasste ich mit der Lektüre von Claudia Langs *Intersexualität. Leben*

-
- 2 Was ich der Komplexitätsreduktion wegen vorweg nehmen möchte, ist der Wandel der Begrifflichkeit im Verlaufe meiner Forschung: Hatte ich zu Beginn noch von Intersexualität gesprochen, entschied ich mich nach einiger Zeit und mit mehr Wissen über das Phänomen und Feld, den Begriff Intergeschlechtlichkeit auch wissenschaftlich zu etablieren. Vor mir wurde er meines Wissens nur von Personen in und an der IVIM, beispielsweise auch von Personen bei TrIQ e.V. (und hier besonders zu erwähnen die vor kurzem erschienene Forschung von Dan Christian Ghattas [2013]) verwendet. Mit meinem Artikel *Die Kontrolle widerständiger Körper* machte ich diese Verwendung dann gleichsam

zwischen den Geschlechtern (2006). Die paradigmatische Verortung im Feld der interpretativen Sozialforschung³ ebenso wie eine entsprechende Haltung (im Sinne einer GTM) hatte sich bereits mit der Ausarbeitung meiner Magistraarbeit herausgebildet – überarbeitete Teile der methodischen Darstellung daraus finden sich auch deshalb im Folgenden wieder. Dass ich also mit einem möglichst offenen Ansatz in die Forschung einsteigen würde, war damit von vornherein als Prämisse gesetzt. Die letztendliche Methodenwahl ergab sich für mich aus der Erkenntnis, dass Langs Arbeit die erste sozialwissenschaftliche und damit explorative Forschung zum Thema im deutschsprachigen Raum war; die Sichtbarmachung eines nahezu unbeachteten Phänomens *über die Binnensicht der betreffenden Menschen* schien (und scheint) mir die bestmögliche daran anschließende Herangehensweise zu sein.

Barney Glaser (1992) empfiehlt zugunsten der Unvoreingenommenheit auf eine theoretische Sensibilisierung zu verzichten (vgl. Ebd.: 35), während Anselm Strauss und Juliet Corbin (1996) sich für die Verwendung jeglicher Literatur zu Beginn der Forschung aussprechen (vgl. Ebd.: 31ff.). Truschkat et al. (2011) plädieren für einen der Untersuchung angemessenen Umgang mit Literatur und damit eine pragmatische Herangehensweise an die (theoretische) Erkundung des Feldes. Das Kontextwissen und die Theoriebezüge sollen als Hilfestellung, nicht jedoch als ausschließlich richtungsweisend für die Auswertung genutzt werden. Sie unterliegen während des Forschungsprozesses kontinuierlich der Modifikation durch das erhobene Material:

In unserer Forschungspraxis hat sich bewährt, die Frage der theoretischen Sensibilität flexibel zu handhaben. Dies begründet sich vor allem darin, dass der Einsatz von Literatur oder (berufs-)biographischem Vorwissen zu Beginn der Erhebung nicht eine Entscheidung von „ja“ oder „nein“, sondern vielmehr eine graduelle Frage ist. (ebd.: 359)

Meine Umgangsweise mit der (auch) THEORETISCHEN SENSIBILISIERUNG war damit eine pragmatische, dem Feld ebenso wie der Forschungsabsicht angepasste. Ich besorgte mir die wenigen vorhandenen nicht-medizinischen Medien zum Thema (neben Fachbüchern, Zeitschriften- und Sammelbandartikeln auch Filme, Belletristik und Dokumentationen) und begann, mir ein Bild vom Umgang mit Intergeschlechtlichkeit aus *medizinkritischer* Perspektive zu machen. Kritik ist hier zu verstehen als unvoreingenommene Bewertung (im Sinne Kants oder Marx’); ich

in größerem Rahmen (als in Vorträgen) ‚öffentlich‘. Vgl. auch meine Anmerkung dazu in der Einleitung.

- 3 Zum Selbstverständnis des interpretativen Paradigmas vgl. Rosenthal 2005 sowie Hitzler 2002 und 2007.

verstehe damit den von Kathrin Zehnder (2010) eingeführten Begriff nicht als die grundsätzlich negative Positionierung zum Medizindiskurs, sondern die zunächst und weitestgehend jenseits medizinischer Deutungsmuster stattfindende Betrachtung der Biographien als subjektive Sinnkonstruktionen. Ich fasste deshalb den Entschluss, eine Perspektive der Diskussion zu erfassen, die letztlich bis 2010 weitestgehend kaum am öffentlichen Diskurs partizipierte.⁴

Nach Beginn der Förderung meines Projekts ab Herbst 2009 erschienen die Dissertationen von Klöppel, Eckert, Zehnder, Kolbe und Voß und ich bekam die Gelegenheit, mich in das neu entstehenden Feld der sozialwissenschaftlichen Intereschlechtlichkeitsforschung einzuarbeiten und differenzierter zu verorten. Die explorative *Feldstudie* hatte Kathrin Zehnder aus meiner Sicht auf hervorragende Weise geleistet; ihre Analyse von intergeschlechtlichen *internet communities* hatte die Binnensicht des Gegendiskurses differenziert ausgearbeitet. Damit wurde aber auch eine zumindest leichte Kalibrierung meines Vorhabens nötig – in einem so jungen Forschungsfeld hatte ich ja gerade mit einem biographisch-narrativen Zugang und einem Vorgehen im Sinne interpretativer Sozialforschung die Gelegenheit, einen anderen Platz zu besetzen.

2. FELDERKUNDUNG UND FELDZUGANG

Um einen ersten Eindruck von den Bedürfnissen und Forderungen jener intergeschlechtlichen Menschen zu gewinnen, die sich öffentlich kritisch äußern, führte ich parallel zur Textarbeit eine ‚Felderkundung‘ mittels Internet-Recherche durch.⁵ Die ERKUNDUNG DES FELDES dient zum einen dazu, sich mit dem ‚Forschungsgegenstand‘ vertraut zu machen, zum anderen bietet sie die Möglichkeit, das SENSIBILI-

-
- 4 Im Sinne einer solidarischen Forschung ein durchaus sinnvolles Verfahren – im Sinne der Wissenschaftlichkeit ergaben sich dadurch zu Beginn meiner Forschung einige Schwierigkeiten, die Hartmut Rosa sinngemäß, aber äußerst passend den Konflikt zwischen politischem und wissenschaftlichem Subjekt nannte. Für seine gründlichen und äußerst lehrreichen Korrekturen meiner zu Beginn zugegebenermaßen recht kämpferisch anmutenden Schriften danke ich ihm hier noch einmal herzlich.
 - 5 Kathrin Zehnder (2010) stellt heraus, dass insbesondere das Internet intergeschlechtlichen Personen die Möglichkeit eröffnet, miteinander zu kommunizieren und so vielleicht erstmals im Leben festzustellen, dass sie nicht die einzige intersexuelle Person sind und dass es weitere Menschen gibt, die Erfahrungen mit medizinischen Interventionen und damit uneingewilligten und unangemessenen Eingriffen in den eigenen Körper gemacht haben.

SIERENDE KONZEPT⁶ (also die angelegten Begriffe, verstanden als ergebnisoffene Konzepte) einer ersten Überprüfung zu unterziehen. Die Art der Erkundung richtete sich ganz nach dem *Nosing Around* der *Chicago School*: „aufmerksames, aber relativ zielunspezifisches Herumhängen, Mitfließen, Bummeln und Schnüffeln“ (Breuer 2010). Ich entdeckte Homepages und *web-logs* (*blogs*) intergeschlechtlicher Personen und Internetauftritte von Initiativen zur Interessenvertretung und Selbsthilfegruppen sowie die Seiten der medizinischen Institutionen zur Erforschung von ‚Intersexualität‘. Im Ergebnis fand ich konkrete Kritikpunkte der intergeschlechtlichen Personen am medizinischen Umgang und Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Forderungen. Ich erhielt einen ersten Eindruck von der Sicht wissenschaftlicher Forschungsgruppen⁷ auf ‚Intersexualität‘ und las auf *blogs* und persönlichen Homepages verschiedene Deutungsmuster der Zurichtungen intergeschlechtlicher Körper⁸. In dieser Phase wurden auch anhand der Ergebnisse der Recherche die externen Nachfragen formuliert, eine Anpassung des ERZÄHLSTIMULUS (vgl. Rosenthal 2005: 145) und eine mindestens stichwortartige Auflistung der vor dem Interview zu klärenden Dinge (beispielsweise Anonymisierung, Abfrage des Einverständnisses zum Aufzeichnen des Gesprächs) vorgenommen.

Für die Akquise von Interviewpartner_innen war es mir wichtig, die Anfragen über eine unaufdringliche ‚Komm-Struktur‘ zu organisieren. Da in den gesichteten Texten vielfach von Grenzüberschreitungen und dem Gefühl der Fremdbestimmung durch Mediziner_innen die Rede war, war es mir wichtig, diese Erfahrungen nicht zu reproduzieren und den Versuch zu unternehmen, mich in die Rolle einer Interaktionsperson auf Augenhöhe zu begeben.

Das auf vermeintlicher Objektivität fußende entsprechende methodische und sprachliche Handeln im Forschungsprozess hingegen produziert nach Sandra Harding (1990) ein Herrschaftsverhältnis zwischen Forschenden und Befragten: Indem di_er Forscher_in sich als vom Forschungsprozess unabhängig versteht, wird eine

6 Ursprünglich Blumer 1954; im vorliegenden Kontext vgl. Alheit 1999: 15.

7 <http://www.intersex-forschung.de>: Homepage der HAMBURGER FORSCHERGRUPPE zur Intersexualität; <http://www.forscherggruppe-is.uk-sh.de/deu/index.html>: Homepage der Forschungsgruppe in Lübeck; <http://www.netzwerk-is.de>: Homepage des NETZWERK DSD, ehemals NETZWERK INTERSEXUALITÄT, Vernetzungsinstanz der medizinisch Forschenden und medizinische Informationsseite zum Thema. (alle: 18. März 2011)

8 Beispielhaft seien hier genannt: <http://www.genderfreenation.de> (Mai 2014 mit Links zur Künstler_innen- und Aktivist_innenseite versehen, letztere ist die damals gesichtete); www.intersex.at (HP der Selbsthilfe Österreich, zahlreiche biographische Berichte abrufbar; Februar 2010); <http://livingintersex.twoday.net> (persönliches *blog*; Februar 2010; offline März 2011).

Distanz zum ‚Gegenstand‘ geschaffen, die so nicht den realen Voraussetzungen eines Forschungsprozesses entspricht. Diese Ausblendung der eigenen Beteiligung am Forschungsprozess und somit der zugrunde liegenden sozialen Beziehung stellt nach Brück et. al. (1997) eine „willkürliche Grenzziehung“ (ebd.: 25) von Forschenden und Befragten und mit ihr eine einseitige Subjekt-Objekt-Relation dar. Jede Sozialforschung ist jedoch eine wertgeladene Aktivität, die eine persönliche Motivation der Forscher_in voraussetzt, und forschungspraktische Umsetzungen basieren auf einer oft interaktiven, gleichberechtigten Auseinandersetzung mit den Erforschten. Ann Oakley (2003) versucht eine Umsetzung in die Forschungspraxis, indem sie der Forscherin und der Befragten eine grundlegende Gemeinsamkeit zugrunde legt: Sie entwirft eine dialogische Interviewform, in der die Interviewerin ihre eigene Persönlichkeit in die Interviewsituation einbringt, indem sie sich etwa (Rück-)fragen der Interviewten nicht verweigert und in einen Dialog mit dieser tritt.

Interviewees are people with considerable potential for sabotaging the attempt to research them. Where, as in the case of anthropology or repeated interviewing in sociology, the research cannot proceed without a relationship of mutual trust being established between interviewer and interviewee the prospects are particularly dismal. (Oakley 2003: 258)

Oakleys Ziel dieses Entwurfs, der erstmals 1981 erschien und damit dem Diskurs der in dieser Zeit einsetzenden feministischen Wissenschaftskritik zugeordnet werden kann, sollte mit tradiert-männlich konnotierten Wissensproduktionsmethoden brechen und eine Vorgehensweise im Sinne feministischer Forschung etablieren. Sie hatte insbesondere die Forschung von Frauen über Frauen im Blick – ihre grundsätzlichen Ausführungen zur Gestaltung des Interviewprozesses lassen sich aber sehr gut auf die vorliegende Forschung übertragen. Ich fokussierte meine Aufmerksamkeit in den Interviews deshalb auf die Befragten als eine Zielgruppe mit bestimmten Erfahrungen und möglichen Bedürfnissen. Wie sich an einigen Passagen und insbesondere zu Beginn einiger Interviews zeigte, schuf ich mir damit einen doppelten Anspruch als Wissenschaftlerin: Während ich einerseits glaubhaft vermitteln wollte, dass es sich bei meinem Anliegen um ein wissenschaftlich ernst zu nehmendes Projekt handelt, war es mir andererseits ein Anliegen, die Gespräche auf Augenhöhe zu führen und eben keine ‚Laboratmosphäre‘ zu provozieren, in der ich mit meinen Instrumenten (Aufnahmegerät, Stift, Zettel) eine distanziert-objektivierende Position einnehme, die sich wiederum auf bestimmte Weise im Interviewverlauf widerspiegelt hätte.

Ich wählte den Weg der Anfrage über E-Mail-Listen oder Foren. So wurde es möglich, dass nur jenen Menschen eine Antwort auf meine Anfrage formulieren mussten, die sich dazu äußern wollten: Die Grenze wurde damit durch eine ausblei-

bende Reaktion gesetzt und musste nicht (re-)aktiv formuliert werden. Ich startete in die erste Erhebungsphase also mit einem (innerhalb des Feldes) ZUFÄLLIGEN SAMPLING, das ich im Verlaufe der Forschung hinsichtlich der Auswahl spezifizieren wollte: Nach einer ERSTEN ERHEBUNG mit drei bis vier Interviews sollte eine zweite Erhebungsphase mit einem ähnlich hohen Sample folgen. Über Forscherinnennetzwerke [sic] erhielt ich den Kontakt zu einer im Feld erfahrenen Person, die mir Hinweise für den Feldzugang gab und sich als Referenz anbot. (Diese Referenz nutzte ich nicht im Anschreiben selbst, erwähnte sie wohl aber in persönlichen Gesprächen, wenn nach meinen Verbindungen gefragt wurde.) Ich formulierte ein Anschreiben und verschickte es per E-Mail an Interessen- und Selbsthilfegruppen:

Mein Name ist Anja Gregor. Ich arbeite an der Universität in Jena seit etwa einem halben Jahr an meiner Dissertation zum Thema Intersexualität.

Die Arbeit soll auf biographischen Schilderungen von Personen basieren, die als intersektuell diagnostiziert (und i.d.R. daraufhin behandelt) wurden. Ich möchte jene Menschen sprechen lassen, die durch die Medizin ihre ursprünglichen Körper eingebüßt haben, weil dieser nicht den normativen Vorstellungen der Medizin davon entsprach, wie ein ‚weiblicher‘ oder ‚männlicher‘ Körper auszusehen hat. Ebenso interessiert bin ich an Interviews mit Personen, die keine operativen Eingriffe erfahren haben.

Ich vertrete eine medizinkritische Position und verstehe meine Arbeit auch als eine parteiliche Studie⁹ zur Aufklärung über die Erlebenswelten und Gefühle intersektueller Personen. Das bedeutet, dass die Schilderungen, analysiert und systematisiert, einen Großteil der Arbeit ausmachen werden.

Sollten Sie daran interessiert sein, mir ein Interview zu geben oder Fragen oder Anregungen zu der Arbeit haben, würde ich mich sehr darüber freuen, wenn Sie sich bei mir melden.

Am Ende der Mail befanden sich meine Kontaktdaten sowie ein Link zu der Internetseite, auf der das Dissertationsprojekt näher beschrieben wurde und eine kurze

9 Ich spreche im Aufruf zwar von „parteilicher Studie“, das meint konkret *einen parteilichen Umgang mit den Befragten*, der beispielsweise das Risiko von Retraumatisierungen minimiert, nicht jedoch eine parteiliche Haltung zu einer bestimmten politischen Position im Feld. Meine Haltung als Forscherin war und ist aber genau genommen – auch orientiert am Zweig der Biographieforschung, in dem ich mich (über die Rezeption bestimmter Autor_innen und ihrer Positionen) verorte, eine genuin *solidarische* (vgl. Mecheril 2013).

Vita angegeben war.¹⁰ Die Formulierung, dass ich nach intersexuellen Menschen suche, die bereit sind, mir ihre Biographie zu erzählen, hat für das Ziel, biographische Stehgreiferzählungen zu bekommen, bereits zwei problematische Implikationen: Erstens wird ei_ne mit einem solchen Aufruf immer nur jene Personen für mein Sample gewinnen, die sich und ihre Geschichte in irgendeiner Weise mit dem Begriff Intersexualität assoziieren können. Jene, bei denen die medizinische Normalisierung als solche funktioniert hat, die sich also heute als Mann oder Frau verstehen und keinen Bezug zu ihrer Zurichtung als die Zurichtung ihrer Intergeschlechtlichkeit haben, werden auf einen solchen Aufruf nicht antworten. Zweitens besteht bei der Benennung des hinter der Biographieforschung stehenden Forschungsinteresses immer die Möglichkeit, auf dieses Thema fokussierte Biographien zu bekommen. Zum letztendlichen Umgang mit diesem Dilemma – eine Lösung dafür gibt es m.E. nicht – finden sich im vierten Abschnitt dieses Kapitels noch einige Ausführungen.

Ich begann mit der Anfrage bei einer Selbsthilfegruppe, aus dieser resultierten die ersten drei Interviews: zu Beginn des Jahres 2010 mit Irma, mit Kess im Herbst 2010 und im Frühsommer 2011 traf ich Zwaantje. In der Phase der Interviewakquise entschied ich mich auch für die gewählte Art der Anonymisierung: Ich würde die Interviewten im Sinne einer möglichst weitreichenden Selbstbestimmung bitten, sich selbst (und ggf. Familienmitgliedern) ein Pseudonym zu geben, das ihnen zusagt und mir die Pronomen zu nennen, die sie für sich annehmen können.¹¹ Wie sich herausstellte, wurde diese Praxis im Zuge der Auswertung von Kess' Biographie zur Herausforderung: Kess bot auf meine Nachfrage hin an, den Namen Kess oder Shannon als Pseudonym einzusetzen, „da männlich wie weiblich...“; außerdem, entweder sächliche oder weibliche Personalpronomen zu verwenden.

10 Diese Angaben stellten sich als sinnvoll heraus: Zwaantje sprach mich bei unserem ersten Telefonat auf Parallelen meiner Biographie zu ihrer an.

11 Die hier gewählte Anonymisierung (jenseits der Namen und Pronomen der Befragten) ist, eigenhändig „sinnlogische Äquivalente“ zu finden, d.h., „aus einem Hamburger wird man keinen Münchener, sondern einen Bremer machen, aus einem Franz wird kein Kevin, sondern ein Friedrich“ (beide: Hildenbrand 2005a: 25). Für die vorliegende Studie wurden Personen außer der befragten Person, Gruppen oder Orte mit solchen sinnlogischen Äquivalenten belegt. Orte und Kliniken hingegen erhalten *innerhalb eines Interviews* neben der Größe und Art der Einrichtung entsprechenden Bezeichnung als Großstadt (ab 100.000 Einwohner_innen) Mittelstadt (20.000-100.000 Einwohner_innen), Kleinstadt (unter 20.000 Einwohner_innen), Landstadt (2.000-5.000 Einwohner_innen) oder Dorf (unter 2.000 Einwohner_innen) beziehungsweise Uniklinikum oder Klinikum zudem Kennziffern (1, 2, 3, ...), um die Mobilität der Befragten sichtbar zu halten.

...würde ich Dir die Interpretation weitestgehend nach Deiner Wahrnehmung [...] lassen, aber wenn nicht zuzuordnen würde ich die weiblichen oder sächlichen Pronomen doch eher bevorzugen als die männlichen. Ich empfinde mich selbst auch eher als weiblich, weshalb ich meine das [sic] es da besser passend ist. (Mail vom 21. März 2011)

Kess' Formulierungen verweisen auf keine endgültige Entscheidung zur geschlechtlichen Repräsentation in der Sprache. Hinzu kommt die Äußerung, ich dürfe selbst interpretieren.¹² Das vielgestaltige Angebot von Kess löste in mir über die Zeit, in der ich mich mit Kess' Biographie auseinander setzte, einige Reflexion aus. Tatsächlich entschied ich mich zunächst für ‚Shannon‘ und verwendete weibliche Pronomen – rückblickend war dies ausschließlich orientiert an meinem ersten Eindruck von Kess im Interview. Nach der ersten intensiven Auseinandersetzung mit Kess' Biographie änderte ich die weiblichen zu sächlichen Pronomen, da die Ko-Konstruktion von Kess' Geschlecht-Werden dies bis dahin näher legte. Mit dieser Sprachentscheidung ging ich in die Forschungswerkstatt von Peter Alheit in Göttingen, stellte zwei kurze Portraits von ‚Shannon‘ vor und löste eine kontroverse Diskussion unter den Teilnehmenden aus. *Es* sei ein Platzhalter für Dinge, Objekte, Kinder, sogar Aliens¹³, nicht aber für vollständig anerkannte Menschen. Wir disku-

-
- 12 Eine solche Interpretation maße ich mir aber nicht an. Sich identitär beziehungsweise als Subjekt zu verorten ist die alleinige Zuständigkeit jedes Individuums für sich selbst. In *Jemandem gerecht werden* setzt Judith Butler (2009) sich mit dem Leben David Reimers auseinander und geht der Frage nach, wie ein_e im Schreiben über eine andere Person dieser gerecht werden kann. Hier räumt Butler ein, dass sie bei der Wiedergabe der Selbstzuschreibungen David Reimers, also der Worte, die er nutzt, um (von) sich selbst zu erzählen, „vorsichtig sein“ sollte (ebd.:113). „Ein Teil meines Vorhabens besteht darin, nicht nur meinem Thema, sondern auch der Person, die ich skizziere, gerecht zu werden“ (ebd.). Kess gerecht zu werden heißt also, Kess beim Wort zu nehmen. (In Kess' Fall bedeutet schon die Wahl des Namens und des Umgangs mit Geschlechtsmarkern eine Deutung des Materials.) Indem in der Interaktion ohne Nachfrage ein Geschlecht festgelegt wird, wird also eine Grenze überschritten, derer sich meist nicht einmal bewusst gemacht wird: Ohne Wissen über deviante Geschlechtlichkeiten kann es auch keine Anerkennung geben.
- 13 Hier bietet sich ein Beispiel aus *Star Trek – Voyager* an: Eine Borg-Drohne wird von dem Sternenflottenschiff aufgenommen und vom Kollektiv (vergleichbar einem telepathisch vernetzten Ameisenhaufen) gelöst. *Seven of Nine* entwickelt sich im Verlaufe mehrerer Folgen zu einem Individuum und Teil der Sternenflottencrew; dieser Wandel wird laufend thematisiert und so der Individualisierungsprozess für die Zuschauer_innen offen

tierten mein sprachliches Vorgehen ausführlich (mehr dazu im Exkurs). Ich zog daraus letztlich die Konsequenz, Pronomen gänzlich zu vermeiden. Die Diskussion löste darüber hinaus auch insgesamt eine Reflexion aus: Inwiefern strukturierte nun der Name ‚Shannon‘ bereits meine Sicht auf das Material? ‚Shannon‘ stand für mich symbolisch für einen Zugang zum Material, der geprägt war von mittlerweile als ungerechtfertigt verworfenen Vorannahmen, mit denen ich in irgendeiner Weise brechen wollte. Aus diesem Grunde nannte ich ‚Shannon‘ von nun an Kess und berief mich damit auf Kess’ weiteren Vorschlag. Tatsächlich half mir dieses Vorgehen, wieder einen geklärten Blick auf das Material werfen zu können¹⁴.

Exkurs III: Pronomen und andere Geschlechtsmarker – queering Orlando

Anhand eines – wenn nicht *des* – Abschnitts aus Virginia Woolfs biographischem Roman *Orlando* (erstmalig 1928) möchte ich noch einmal nachzeichnen, wie sich die Veränderung der Geschlechtsmarker auf die Sicht auf einen Text auswirkt.¹⁵ Mir schien es sinnvoll, einen Text zu wählen, der zum einen selbst eine eher ungewöhnliche, aber möglichst analytische (wenn auch sprachlich prosaische) Sicht auf Geschlecht präsentiert, zum anderen eine Passage bietet, die sich inhaltlich aufgrund vergeschlechtlichter Beschreibungen für meine Demonstration eignet. Auch wenn es sich hier nicht um einen genuin deutschsprachigen Text handelt, schien mir *Orlando* in seiner Übersetzung qua Gegenstand angemessen: Bei *Orlando* handelt es sich um Woolfs karrieristisch betrachtet wichtigsten Roman, der literarisch ihren Ansatz der Androgynität vermittelt. Er dokumentiert den rätselhaften Geschlechtswechsel des englischen Advokaten Orlando, dessen Biographie „im Jahr 1500 beginnt und bis zum heutigen Tag [1928; Anm. ag] führt“ (Woolf 2005: 2). Zuerst sei nun die Passage zitiert, wie sie sich in der angegebenen Ausgabe des Romans findet:

Er streckte sich. Er erhob sich. Er stand aufrecht in völliger Nacktheit vor uns, und während die Trompeten Wahrheit! Wahrheit! Wahrheit! schmettern, bleibt uns keine Wahl, als zu gestehen – er war eine Frau.

Der Klang der Trompete erstarb, und Orlando stand splitternackt da. Kein menschliches

gelegt: Bevor *she* auf dem Sternenschiff als der Mensch *Seven* (vor der Assimilation: Anika Hansen) anerkannt wird, wird von der Borg-Drohne *Seven of Nine* als *it* gesprochen.

14 Da Kess und Shannon keine sinnlogischen Äquivalente sind, kann dies, wie im vorliegenden Fall, zu einer ‚Klärung des Forscher_innenblicks‘ führen.

15 Für die Diskussionen zur Herangehensweise an das Sprachdilemma bei Kess danke ich Jörg Oberthür sehr herzlich.

Wesen, seit Anbeginn der Welt, sah je hinreißender aus. Seine Gestalt vereinigte die Kraft eines Mannes und die Anmut einer Frau. [...] Orlando betrachtete sich von Kopf bis Fuß in einem hohen Spiegel, ohne auch nur die geringste Spur von Fassungslosigkeit zu zeigen, und ging, vermutlich, in sein Bad. (Woolf 2005:98f.)

Für den ersten Vergleich die gleiche Passage mit ‚umgedrehten Vorzeichen‘:

Sie streckte sich. Sie erhob sich. Sie stand aufrecht in völliger Nacktheit vor uns, und während die Trompeten Wahrheit! Wahrheit! Wahrheit! schmetterten, bleibt uns keine Wahl, als zu gestehen – sie war ein Mann.

Der Klang der Trompete erstarb, und Orlando stand splinternackt da. Kein menschliches Wesen, seit Anbeginn der Welt, sah je hinreißender aus. Ihre Gestalt vereinigte die Kraft einer Frau und die Anmut eines Mannes. [...] Orlando betrachtete sich von Kopf bis Fuß in einem hohen Spiegel, ohne auch nur die geringste Spur von Fassungslosigkeit zu zeigen, und ging, vermutlich, in ihr Bad.

Aus geschlechtertheoretischer Perspektive fallen zunächst verschiedene Dinge ins Auge. Zuerst die Verknüpfung von der Erkennbarkeit von Geschlecht und (nacktem) Körper: Woolf vermittelt hier die Ansicht, das Geschlecht sei eindeutig über die Betrachtung der Körpermerkmale erkennbar. Dem liegt ein naturalistisches Bild von Geschlecht(skörpern) zugrunde, das mit den „Wahrheit!“ schmetternden Trompeten untermauert wird. Diese Sichtweise dokumentiert die ‚Zeichen ihrer Zeit‘: Der GeschlechtsKörper ist zu diesem Zeitpunkt bereits binär kodiert und seine zwischengeschlechtlichen Pathologien werden einer der gültigen Kategorien auch, wenn auch nicht standardisiert, bereits operativ zugeordnet (s. Kapitel I.1). Die kurze Passage verweist zudem auf eine hintergründige Zweigeschlechtlichkeit, die bestimmte Geschlechterstereotype reproduziert – auch wenn diese im Sinne eines Bruchs psychisch-androgyn gewendet werden, wie etwa die fehlende Fassungslosigkeit des Mannes, der sich nun als Frau im Spiegel erblickt¹⁶. Während Woolf im Roman in gewisser Weise(!) und implizit *sex* von *gender* trennt, indem sie mit Orlando Frauen und Männern gleichermaßen Möglichkeiten der Persönlichkeits-

16 Mit Raewyn Connell (2000) davon ausgehend, dass sich Weiblichkeit im ‚westlichen‘ Raum minor zu Männlichkeit verhält, ist eine gefasste Reaktion auf die Erkenntnis, ‚mann‘ gehört nun dem untergeordneten Geschlecht an, eine bemerkenswerte – was grundsätzlich generell gilt, wenn eine Person plötzlich dem anderen Geschlecht angehört, wenn davon auszugehen ist, dass Geschlecht eine maßgebliche Ordnungskategorie gesellschaftlicher Interaktion und eng mit der narrativen Konstruktion des Selbst verwoben ist.

entwicklung und des Gesellschafts- wie Wissenszugangs zuspricht (bei ihr verknüpft mit dem Zugang zu Literatur beziehungsweise zu deren Produktion für Frauen des beginnenden 20. Jahrhunderts; vgl. Woolf 1978) und diese so von einer Vergeschlechtlichung löst oder explizit ‚androgynisiert‘, bleiben verschiedene Eigenschaften scheinbar geschlechtlich konnotiert: Anmut als weibliches, Kraft als männliches Merkmal und der weibliche Körper als „hinreißend“ beschrieben. Offenkundig ist die Feststellung, dass in der zweiten Version der zweigeschlechtliche Blick erhalten bleibt. Die geschlechtlich konnotierten Subjektive erhalten durch die Geschlechtszuschreibung jedoch einen neuen Charakter. Beispielhaft seien hier die Assoziation der Anmut mit dem Mann und die Kraft mit der Frau genannt – die geschlechtliche Transformation der Konnotation lässt die jeweiligen Eigenschaften in einem anderen Licht erscheinen. Die Kraft einer Frau wird gemeinhin nicht deckungsgleich mit der Kraft eines Mannes verhandelt. Ebenso wenig ist die männliche Anmut gleich der weiblichen Anmut zu denken. Einen männlichen Körper als hinreißend zu bezeichnen, verleiht ihm etwas jungenhaftes oder klischeehaft-homoerotisches, weil diese Beschreibung nicht männlich konnotiert ist. Insgesamt erscheint der Text also in einem anderen Licht, je nachdem, welches Geschlechterverhältnis unterlegt wird.

An dritter Stelle soll nun der Text unter Verwendung der sächlichen Pronomen stehen. Das stellt eine besondere Herausforderung dar, da es keine ‚neutrale‘ Entsprechung zu Mann und Frau gibt. Ich habe mich daher entschlossen, von ‚Individuum‘ zu sprechen. Mir ist bewusst, dass mit der Wahl des Synonyms sich auch die Stoßrichtung des Textes verändert, hätte ich ‚Subjekt‘, ‚Person‘ oder ‚Humanoid‘ gewählt, könnten ganz andere theoretische Ansätze bei der Interpretation von Bedeutung sein. An dieser Stelle geht es aber vor allem darum, den Text (so weit als möglich) geschlechtlich zu ‚entkonnotieren‘: Individuum ist grammatikalisch neutral (und wird deshalb auch in den noch folgenden Beispielen verwendet).

Es streckte sich. Es erhob sich. Es stand aufrecht in völliger Nacktheit vor uns, und während die Trompeten Wahrheit! Wahrheit! Wahrheit! schmettern, bleibt uns keine Wahl, als zu gestehen – es war ein Individuum.

Der Klang der Trompete erstarb, und Orlando stand splitternackt da. Kein menschliches Wesen, seit Anbeginn der Welt, sah je hinreißender aus. Die Gestalt vereinigte die Kraft und die Anmut eines Individuums. [...] Orlando betrachtete sich von Kopf bis Fuß in einem hohen Spiegel, ohne auch nur die geringste Spur von Fassungslosigkeit zu zeigen, und ging, vermutlich, ins Bad.

Im ersten Absatz könnte lediglich die Nacktheit als eine religiöse Erfindung¹⁷ darauf verweisen, dass es sich bei der Hauptfigur um einen Menschen handelt. Davon abgesehen enthält der Absatz lediglich die Information, dass die Hauptfigur ein Individuum ist – im Sinne antispeziesistischer Positionen könnte hier weiterhin auch auf ein nichtmenschliches Wesen mit einem Bewusstsein geschlossen werden, mit Gesa Lindemann (2009) ließen sich Engel oder Dämonen annehmen. Entscheidend an dieser Textversion ist aber, abgesehen von möglichen Deutungen oder Neutralitäten und deren Offenheit, das oben bereits genannte negative Empfinden der Teilnehmer_innen der Forschungswerkstatt beim Lesen eines ‚neutralisierten‘ Textes: Irritation, Verwunderung, Unwohlsein und das Gefühl, dem Menschen hinter der Fallbeschreibung nicht gerecht zu werden. Im Sinne einer aufmüpfigen Sprachpraxis hätten sicher weiterhin sächliche Pronomen verwendet werden können, da sie recht sicher die Leser_innen nachhaltig irritieren würden. Dies könnte gelesen werden als Praxis des Vorschlags Luce Irigarays, die Sprache durch ständiges Hinterfragen, durch Zerrüttung und Verzerrung des gängigen Sprachgebrauchs, spielerische Veränderungen oder Übertreibungen ‚das Andere‘ sichtbar zu machen (*Mimesis*; vgl. Irigaray 1979: 78f.). Während sich Irigarays Vorschlag auf die Sichtbarmachung des Weiblichen bezieht, halte ich den Ansatz als darüber hinaus fruchtbar für solche Phänomene und Menschen, die in anderer Weise über die (zweigeschlechtlichen) SprachNormen hinausweisen. Im Sinne einer wissenschaftlich legitimierbaren Herangehensweise ans Datenmaterial fällt die Entscheidung hingegen schwer. Mit der Verwendung von (egal welchen) Pronomen, so stellte sich beispielsweise im Rahmen der Diskussion in der Forschungswerkstatt Göttingen heraus, wird die Dynamik der Forschung beeinflusst, indem sich die Sprachentscheidung über die Biographie legt – die ja im vorliegenden Fall nun eigentlich möglichst voraussetzungsarm auf das geschlechtliche Verständnis der Befragten hin untersucht werden soll. Weitere Argumente der Diskussion um das letztendliche Vorgehen waren:

1. Die sächlichen Pronomen ‚spielen‘ für viele beim Lesen ‚die Hauptrolle‘. Auf das eigentliche Thema kann sich nicht konzentriert werden.
2. Das Vorgehen erweckte bei einigen Teilnehmer_innen der Forschungswerkstatt insbesondere den Eindruck, dass die Forschungsethik gleichsam auf die Vorderbühne trete, indem ich die Wünsche der Befragten einer wissen-

17 Gemeint ist hier die Entdeckung der Nacktheit mit dem Probieren vom Baum der Erkenntnis. Nacktsein ist damit ein vom Christentum als schamhaft besetzter Zustand etabliert, den es zu vermeiden gilt.

- schaftlich anerkannten Forschung voranstellte.¹⁸ Meine Sprachentscheidung, so die Annahme, könnte mir trotz sinnvoller und gewinnbringender Gedanken den zukünftigen Zugang zum Wissenschaftsbetrieb erschweren.
3. Eine solche aufmüpfige Sprachpraxis könnte aber auch den Diskurs aufbrechen und „frischen Wind“ in alte Gedanken bringen; als berühmtes Beispiel hierfür wurde die ‚Agnes-Studie‘ von Garfinkel (1967) genannt.
 4. ‚Es‘ könnte als eine Überspitzung des Objektstatus‘ in der Medizin gelesen werden und also als provokante Praxis intergeschlechtlicher Menschen (im Sinne einer kritischen Emanzipation) gedeutet werden.
 5. Ein weiterer spannender Einwand, oben bereits kurz erwähnt, war ein dialektaler: In Südwestdeutschland sprächen Männer zudem von (ihren Ehe-) Frauen als ‚Es‘. Dort hat ‚Es‘ damit einen weiblich konnotierten Einschlag. (Oder Frauen einen dinglichen, je nach Lesart.)

Zusammenfassend festzuhalten bleibt, dass die Verwendung der sächlichen Pronomen wissenschaftlich bisher keine etablierte Darstellungsweise von (immer bereits vergeschlechtlicht gedachten) Personen darstellt. Die bisherige Praxis weist über die Unterstriche als Platzhalter nicht hinaus.¹⁹ Die Verwendung der sächlichen Pronomina stellte auch für mich als Forscherin eine Herausforderung dar: Mit inkorporierten Sprachnormen, die auf ‚er‘ und ‚sie‘ als gültige Pronomen für menschliche Wesen verweisen, sträubt sich die Gewohnheit schnell gegen die ungewöhnli-

18 Spannend hierbei wäre eine Überprüfung dieses Empfindens in einem Raum, in der geschlechtlich deviante Menschen an der Tagesordnung sind. Da in der Wissenschaft Zweigeschlechtlichkeit bisher zwar theoretisiert, deren Brüche jedoch nicht im Rahmen des *common sense* von Wissenschaft reflektiert werden (s. Sprachentscheidungen von Forschungen jenseits der Geschlechterforschung und weniger kritischer Theorie), ist die irritierte und kritische Reaktion auf meine Sprachentscheidung zunächst eine Zitation wissenschaftlicher Normen – im Rahmen der Forschungswerkstatt jedoch gepaart mit der Anerkennung der Motive meiner Entscheidung, wie im folgenden Punkt zu lesen ist.

19 Tatsächlich werden die meisten Arbeiten weiterhin im generischen Maskulinum verfasst, manchmal mit dem Hinweis, dass Frauen stets mitgemeint sind. Wenige Arbeiten wählen die umgekehrte Logik und brechen damit zumindest die alltägliche Sprachpraxis wissenschaftlicher Texte auf (vgl. etwa Eversberg 2014). Insbesondere bei Arbeiten mit queertheoretischem Einschlag wird das *gap* als obligatorische Maßnahme im Sinne eines Mindestmaßes geschlechtergerechter Sprache (vgl. etwa Zehnder 2010) verwendet. Zehnder ist es auch, die auf die Sylvain-Konvention (de Sylvain/Balzer 2008) als möglichen Ausweg aus dem zweigeschlechtlichen Sprachduktus verweist und sich – ebenso wie ich – wegen fehlender Etablierung gegen sie entscheidet (vgl. Ebd.: 21).

che Bezeichnung von Menschen und wird auch praktisch zur Herausforderung – den bereits zahlreich und in verschiedensten Facetten und Farben gehörten, gelesenen und gesehenen Argumenten der schweren Lesbarkeit, der fehlenden Praktikabilität oder auch ‚Sprachökonomie‘ gegen eine angemessene Vergeschlechtlichung der Sprache soll an dieser Stelle jedoch keinesfalls nachgegeben werden:

Der Grund für meine letztliche, ‚Geschlecht neutralisierende‘ Schreibweise (wenn diese überhaupt möglich ist) ist in letzter Konsequenz ein wissenschaftlicher und forschungsreflexiver: Die weitestgehende Vermeidung jeglicher Geschlechtsmarker minimiert den ‚Schleier von Vorannahmen‘, der sich mit diesen über den Text legt, gleichzeitig bewegt sich die Arbeit damit in einem Bereich, in dem sie diskursiv anschlussfähig (und also intelligibel) bleibt:

Orlando streckte sich. Orlando erhob sich. Orlando stand aufrecht in völliger Nacktheit vor uns, und während die Trompeten Wahrheit! Wahrheit! Wahrheit! schmettern, bleibt uns keine Wahl, als zu gestehen – Orlando war ein Individuum.

Der Klang der Trompete erstarb, und Orlando stand splitternackt da. Kein menschliches Wesen, seit Anbeginn der Welt, sah je hinreißender aus. Orlandos Gestalt vereinigte die Kraft und die Anmut eines Individuums. [...] Orlando betrachtete sich von Kopf bis Fuß in einem hohen Spiegel, ohne auch nur die geringste Spur von Fassungslosigkeit zu zeigen, und ging, vermutlich, ins Bad.

Mit dieser Veränderung bekommt der Text nun endgültig eine neue Wendung. Das Thema scheint nicht mehr Geschlecht zu sein, sondern Individualität. Der Text handelt von einem Wesen mit Namen Orlando, das sich mit einem Blick in den Spiegel versichert und dem durch die Erzählerin versichert wird, dass es ein Mensch ist. Möglich wäre nun also der Rahmen einer Geschichte, in der dies zuvor nicht der Fall war. Tatsächlich ließe sich – zunächst ziellos assoziiert – mit Bezug auf die Zeitspanne, mit der der Roman gerahmt ist, dieser Moment der Erkenntnis beispielsweise als der Wandel des Menschenbildes zu Zeiten der Aufklärung hin zu einer reflektierenden Weltsicht fassen. Assoziationen mit dem Lacanschen Spiegelstadium und der Entdeckung des Ichs wären eine weitere Möglichkeit. Der Spiegel, das Erwachen, die Wahrheit als unüberhörbares Thema dieser Szene – mit der Entgeschlechtlichung der Szene öffnen sich weit mehr Deutungsmöglichkeiten, als in den ersten beiden Beispielen. Der Text ist damit offen für mehr Deutungen, als er es vergeschlechtlicht wäre.

Die Lösung dieses Dilemmas lag für mich also in der Vermeidung: Ich nenne Kess beim Namen, wo immer ein Verweis auf Geschlecht stattfinden würde. Das lässt sich für die Leser_innen vielleicht nicht besonders ästhetisch an, könnte durch

Wortwiederholungen redundant wirken und möglicherweise – ein bewährtes Argument – den Lesefluss beeinträchtigen. Diese Irritationen sind aber eben die Folge einer Verortung jenseits intelligibler Normen und sind bei Kess Programm: So, wie es nicht ohne reflektiertes Herangehen funktioniert, Geschlechterrollen und die ihnen zugrunde liegende Zweigeschlechtlichkeit zu hinterfragen, wird es bei Kess nicht ohne eine gewisse Offenheit gegenüber einer Irritation eigener Überzeugungen möglich sein, Kess zu verstehen und außerdem nachzuvollziehen, welche Voraussetzungen auch ich bei der Auswertung des Materials zu beachten hatte. Die Vermeidung der Pronomen soll so, im Sinne einer sprachlichen Repräsentation gesellschaftlicher Werte, einen Eindruck vermitteln, mit welchen Widerständen als deviant²⁰ verortete Geschlechtlichkeit umzugehen hat.

3. ERSTE ERHEBUNGSPHASE, KODIEREN, SAMPLING

Mit Irma sprach ich als Erste Anfang 2010. Nach dem Interview versendete ich Anfragen an zwei weitere Initiativen, von denen Irma berichtet hatte. Mit diesen Hinweisen wechselte also die Auswahlstrategie hin zu einer MISCHUNG AUS ZUFÄLLIGEM UND STRATEGISCHEM SAMPLING (s.u.). Parallel zu den Bemühungen um weitere Kontakte transkribierte ich das Interview. Das eigenständige Transkribieren der Interviewmitschnitte war eine bewusste Entscheidung: Ich konnte damit nicht nur die Anonymität der Befragten gewährleisten, sondern zugleich den ersten Auswertungsschritt einleiten: Neben dem Computer lag immer das Diktiergerät für mögliche ‚Sprachnotizen‘ bereit, in denen ich erste Ideen zur Systematisierung, den Gesamteindruck, Irritationen ebenso wie andere Gefühle zum Interview festhielt. Anschließend begann ich mit einer gründlichen OFFENEN KODIERUNG, unterstützt durch MAXQDA.

Der Kodierprozess ist entscheidendes Element der GTM. Hier werden anhand des Materials und unter Berücksichtigung des sensibilisierenden Konzepts Kategorien entworfen, stufenweise expliziert, miteinander in Beziehung gesetzt und ihr Beziehungsgefüge strukturiert. Elemente des hier verwendeten Kodiervfahrens

20 Devianz soll hier nicht (nur) als abweichendes Verhalten definiert sein, sondern (auch) im Sinne einer Eigenschaft verstanden werden, die durch die Normen einer Gesellschaft an ein Individuum herangetragen wird. Devianz ist damit einerseits ein Verhalten, das sich den gesellschaftlichen Normen nicht fügt oder sich einer Einordnung widersetzt und gesellschaftlich wie wissenschaftlich nicht zwingend und ohne weiteres erfassbar ist. Devianz beinhaltet damit immer auch die potentielle Verworfenheit eines Subjekts als unintelligibel.

sind das offene und selektive Kodieren des Materials. Die Auswertungsschritte sind nicht strikt voneinander getrennt, sondern es wird im Verlaufe des Auswertungsprozesses je nach Bedarf auf sie zugegriffen. In der Phase des *offenen Kodierens* wird „das Potential, das aus dem Zusammentreffen zwischen Datenmaterial und forschendem Subjekt (Kontextwissen) entsteht, gewissermaßen erkundet und sichtbar gemacht“ (Dausien 1996: 101). Das Material wird Zeile für Zeile analysiert und ‚aufgebrochen‘. Die Benennung der Kategorien erfolgt entweder aufgrund theoretischer Vorkenntnisse zum entdeckten Phänomen oder ‚in vivo‘, also anhand hervorstechender Beschreibungen im Material. ‚In-vivo‘-Kategorien sollte hierbei besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, da eine Benennung hier gleichsam ‚im Feld‘ gefunden wird und so besonders nah am Material bleibt. Die Kategorien werden in einem weiteren Schritt (ggf. unter Berücksichtigung weiterer/aller Interviews) dimensionalisiert, d.h. mit verschiedenen Ausprägungen ihrer Eigenschaften gefüllt und miteinander in Beziehung gesetzt. Das *selektive Kodieren* dient der Entwicklung der übergeordneten Kernkategorie, auf die alle entwickelten Kategorien bezogen werden können. Die ‚Eigenlogik‘ des auszuwertenden Textes wird mit aus ihm generierten Kategorien beschrieben. (Vgl. Dausien 1996, Strauss/Corbin 1996, Alheit 1999)

Daneben behielt ich immer auch die Konstruktionen von Geschlecht – sowohl aus subjektiver Perspektive als auch bezogen auf seine Funktion als soziale Differenzkategorie – im Auge. Die umfassende Auswertung nahm auch wegen des mehrfachen Besuchs zweier Forschungswerkstätten²¹, selbstorganisierten Auswertungsgruppen²², Verfassens erster theoretischer Überlegungen, Hypothesenbildung und einer anschließenden Vorstellung dieses ersten empiriegeleiteten, theoretischen Entwurfs als ‚Werkstattbericht‘ in einem Sammelband (vgl. Gregor 2012) eine längere Zeit in Anspruch. Die Kodierung als klassisches Werkzeug der GTM wurde damit durch *hermeneutische Textinterpretationen* in Gruppen ergänzt. Anhand erster Kategorien wollte ich ein Konzept für das weitere Sampling entwerfen: Um die bereits mit Beginn der Auswertung erstellten Kategorien zu vertiefen, ist die Auswahl der folgenden Interviews direkt abhängig von der Richtung, die die Forschung bis dahin eingeschlagen hat. Hinzu kommt, dass gerade bei qualitativen

21 Die sozialwissenschaftliche Forschungswerkstatt in Jena von Jörn Lamla und später Jörg Oberthür und die Qualitative Forschungswerkstatt von Peter Alheit.

22 Wir riefen eine Auswertungsgruppe qualitativ arbeitender Doktorand_innen ins Leben, die sich regelmäßig und bedarfsorientiert zur Analyse von reihum mitgebrachtem Material traf und von 2010 bis 2013 existierte; daneben organisierten wir mit Doktorand_innen oder Studierenden verschiedene kleinere Gruppen zur Auswertung, die sich bei ‚akutem Bedarf‘ der Teilnehmenden verabredeten.

Erhebungen die Zusammenstellung der Erhebungsgruppe von besonderer Bedeutung ist (vgl. Alheit 1999: 12). Die Gestaltung des theoretischen Samplings hat somit aufgrund der besonderen Verknüpfung der Erhebung und Auswertung großen Einfluss auf die Konzeptionierung der Arbeit: Theoretisches Sampling meint, zugunsten der Generierung von Theorie parallel zur Auswertung des bereits erhobenen Materials zu entscheiden, welche Erhebungen im nächsten Schritt in Frage kommen, also für die Vertiefung und Erweiterung der bereits gewonnenen Erkenntnisse theoretisch relevant sein könnten. (Vgl. Glaser/Strauss 2005)

Schon während der Phase der Interviews mit Irma, Kess und Zwaantje begann ich erneut, nach Interviewpartner_innen zu suchen. Es stellte sich jedoch schnell heraus, dass eine strategische Akquise nicht möglich war. Auf die zwei durch Irmas Erzählungen angeregten Anfragen (s.o.) hatte ich auch auf Nachfrage keine Rückmeldung erhalten. Ich überdachte ein weiteres Mal meine Strategie. Die Tatsache, dass ich die erste medizinkritische Forscherin im Feld war, die nach persönlichen Lebensgeschichten fragte, wurde weniger mit Euphorie als mit Skepsis und Ablehnung quittiert²³ – und löste bei mir neben einer wachsenden Unsicherheit über das weitere Vorgehen über die Zeit und mit Blick auf die Endlichkeit meines Stipendiums auch ein latentes Gefühl von Zeitdruck aus. Nach einem langen Gespräch mit Heinz-Jürgen Voß zu dieser Schwierigkeit²⁴ entschied ich mich auf sein Anraten hin, nun doch einen Aufruf zu formulieren, den ich in den öffentlich zugänglichen Bereich eines Internet-Forums stellte.²⁵ Auf diesen Eintrag hin folgte zwar eine rege und intensive Diskussion meiner Vorannahmen und Thesen im Forum selbst, Rückmeldungen für das Interesse an einem Interview erhielt ich jedoch nicht²⁶. An

23 Später erhielt ich von einer Person, die einen meiner Vorträge besuchte eine weitere Erklärung: Sie versicherte mir, dass sie meine Forschung gut und richtig und unterstützenswert finde, sich selbst aber nicht zutraue, ihre Biographie ein weiteres Mal zu erzählen und so mit der Verbalisierung sich selbst zu vergegenwärtigen. Das Erzählen der Lebensgeschichte im Rahmen einer biographischen Studie birgt durch die performative Vergegenständlichung in der Erzählung selbst das Potential, ‚alte Wunden aufzureißen‘ oder gar Retraumatisierungen zu provozieren (vgl. an dieser Stelle Rasloas Schilderungen in V.1.2).

24 Hierfür wie für jede weitere der zahlreichen Unterstützungen möchte ich mich hier noch einmal herzlich bedanken!

25 Der Aufruf entspricht dem ersten grundsätzlich in Form und Inhalt und wird hier deshalb nicht erneut zitiert.

26 Mein Dank gilt jenen Menschen, die sich dort intensiv mit mir auseinandergesetzt und so tiefergehende Reflektionen meines Vorgehens, der Art meiner Positionierung, meiner Wortwahl und der oben beschriebenen Methodenreflexion angeregt haben, die mich letzt-

diesem Punkt begann ich mir die Frage zu stellen, ob ich die richtige Methode gewählt hatte; diese Überlegung führte mich bald zu der generalisierten Frage, ob insgesamt die Forschung in einem so sensiblen und gesellschaftlich unsichtbar gemachten, *verworfenen* Feld als nicht-intergeschlechtliche Person noch zu Material führen würde, das die Fortsetzung des Projekts im geplanten Rahmen erlaubte. Ich stellte erste Überlegungen an, wie ich methodisch mit drei biographischen Interviews umgehen könnte, um eine hinreichend wissenschaftliche Qualifikationsarbeit abliefern zu können; trotz aller intrinsischer politischer und wissenschaftlicher Motivation ist ja in letzter Konsequenz ein Ziel der Bemühungen auch die Erlangung eines akademischen Titels.

4. ZWEITE ERHEBUNGSPHASE

Ich verabschiedete mich zugunsten der Ausrichtung des Projekts von der Suche nach Interviewpartner_innen mit der von Glaser und Strauss formulierten Maßgabe, eine KOMPARATIVE ANALYSE durchführen zu können, um die gebildeten Kategorien differenziert mit Inhalt füllen zu können (EMERGENTE KATEGORIEN auszuarbeiten). Grundlegend für die Auswahl weiterer ‚Fälle‘ ist dabei die „Methode des ständigen Vergleichens“ (Glaser/Strauss 2005: 107), die Forschungsfrage als gleichsam ‚explizites Hintergrundwissen‘ strukturiert die Auswahl hinsichtlich maximaler und minimaler Unterschiedlichkeit. Theorie und Empirie ebenso wie die Ergebnisse der Einzelfallauswertungen untereinander werden permanent miteinander abgeglichen und stehen so in einem engen wechselseitigen Verhältnis zueinander (vgl. Alheit 1999:12). Die Kontrastierung innerhalb des Feldes verwarf ich zugunsten je themenspezifischer Kontrastierungen mit Daten, die außerhalb des Feldes liegen und so gleichsam die ‚Ränder‘ und damit die spezifischen Merkmale des Feldes sichtbar machen können. Ich zog für die Überprüfung meiner Überlegungen zu Geburtsnarrativen (vgl. Kap. VI) auch Interviews des Projekts C4 des SFB 580²⁷ heran. Für den Evaluationsvortrag im Rahmen meines Stipendienprogrammes stellte ich beispielsweise die gesellschaftliche Situation von Intergeschlechtlichkeit und Transsexualität²⁸ gegenüber, um nachzuzeichnen, inwiefern Geschlecht in Deutschland

lich haben bewusster und in meinem Vorhaben gestärkt aus diesem Prozess haben gehen lassen.

27 Dafür, dass er mir diese bereitwillig zur Verfügung stellte, danke ich Hartmut Rosa und insbesondere Michael Beetz herzlich.

28 Mit *Transsexualität* sind hier jene Trans*-Konzepte gemeint, die in der Logik des Transsexuellengesetzes (TSG) aufgehen.

(auch) rechtlich manifestiert als Strukturkategorie fungiert und gerade nicht als Teil der situativen Identität argumentiert werden kann und weshalb meines Erachtens besser von Biographizität als Fähigkeit oder der biographischen Konstruktion/Biographie als Ergebnis dieser Fähigkeit gesprochen werden könne, statt von Identität (vgl. Kap. 2).

Die Unsicherheit mit der eigenen Erhebungsstrategie und bezüglich der Zukunft des Projektes löste sich dann glücklicherweise durch Unterstützung aus dem Feld: Ich hatte im Frühjahr 2011 ein Expert_inneninterview mit Eicken verabredet, in dem wir insbesondere über die Geschichte, Formen und Möglichkeiten des politischen Aktivismus intergeschlechtlicher Menschen sprechen wollten. Das Gespräch sollte auch helfen, neue Strategien für die Erhebung zu entwickeln. Eicken nahm, sobald Eicken von meiner vermeintlichen Sackgasse hörte, den Telefonhörer in die Hand und verschaffte mir innerhalb weniger Minuten ein Interview mit den Maurers.

Familie Maurer sollte im Spätsommer 2011 interviewt werden. Wir telefonierten mehrfach, das erste Gespräch sollte klären, ob sie sich eine Zusammenarbeit vorstellen könnten (sie konnten), in den weiteren besprachen wir organisatorische Dinge: Maurers besorgten mir ein Zimmer in einem Hotel vor Ort, planten meinen Aufenthalt ebenso wie An- und Abreise und hatten Ideen für die anschließende Freizeitgestaltung parat. Ich fühlte mich angenommen und freute mich auf das Interview. Kurz vor der Abreise erhielt ich einen Anruf: Aufgrund von Krankheit – Folgeerscheinungen der Intersexualisierungserfahrungen – mussten sie absagen. Zudem konnten sie nicht sagen, wann sie wieder bereit wären für ein Interview. Wir einigten uns (mindestens meinerseits schweren Herzens), nachdem recht wahrscheinlich war, dass dies weit nach dem geplanten Abschluss der Erhebungsphase sein würde, das Treffen abzusagen.

Neben einigen konkreten Vorschlägen für Interviewpartner_innen (die Anfragen blieben ohne Rückmeldung) ermunterte mich Eicken, ein Anschreiben zu verfassen, in dem ich mich und meine Forschung vorstellte, das Eicken dann auf einem Treffen mit anderen intergeschlechtlichen Menschen verteilen würde. Eicken eröffnete mir mit diesem Angebot ganz konkret den Kontakt zu Personen, die bereits Kontakt zu anderen intergeschlechtlichen Menschen über Vergemeinschaftungsaktivitäten pflegten. Meine Forschung fokussierte damit endgültig Menschen, die aufgrund von Intersexualisierungserfahrungen motiviert waren, sich mit anderen intergeschlechtlichen Menschen zu vernetzen – entsprechend (re)formulierte ich das Anschreiben. Insbesondere die Beschreibung meiner Person und meines Werdeganges legte Eicken mir ans Herz mit den Worten: „Wenn Du möchtest, dass die Leute sich vor dir nackig machen, dann musst Du Dich auch vor ihnen nackig

machen!“ Ich formulierte ein entsprechendes Anschreiben und schickte es Eicken zu.

Hallo,

mein Name ist Anja Gregor. Ich arbeite derzeit an meiner Dissertation an der Uni Jena, das Projekt trägt den Arbeitstitel *Constructing (Inter)Sex*.

Für diese Arbeit interviewe ich intersexuelle Menschen und analysiere ihr Erleben und Empfinden. Es handelt sich dabei nicht um ein klassisches Interview: Ich stelle kaum Fragen, sondern lasse ein Aufnahmegerät mitlaufen, während Sie mir aus Ihrem Leben erzählen. Wenn mich etwas näher interessiert, bitte ich Sie, mir eine Begebenheit näher zu schildern – so Sie bereit dazu sind. Wie lange das Interview dauert, das können Sie bestimmen. Sämtliche Daten im Interview werden anschließend anonymisiert, so dass keine Rückschlüsse auf Ihre Person zu ziehen sind. Ich schicke Ihnen das Interview auf Wunsch gern zum Gegenlesen zu.

Zum Inhalt der Arbeit:

Ich vertrete die Ansicht, dass die sog. ‚Schulmedizin‘ keineswegs den richtigen Weg im Umgang mit Intersexualität geht. Die medizinischen Interventionen verändern den Körper derart, dass bei Kindern kein ungestörtes Aufwachsen mehr möglich ist – durch die Folgen der Eingriffe sehe ich auch die Entwicklung der Kinder insgesamt bedroht, von Menschen, bei denen im Erwachsenen- oder Jugendalter Interventionen stattfinden, wird der Körper derart nachhaltig verändert, dass der bisherige Lebensweg stark beeinflusst wird. Der Blick auf die Welt und wie sich ein Mensch darin bisher verortet hat, wird vollkommen über den Haufen geworfen.

Meine These ist, dass sich diese Folgen der medizinischen Eingriffe mithilfe von Theorien zum leiblichen Empfinden beschreiben lassen²⁹: Indem der Körper maßgeblich verändert wird, ist das ursprüngliche Empfinden des Körpers, das Leibempfinden, mindestens gestört. Wir brauchen das Leibempfinden aber, um wir selbst zu sein. Die Medizin ignoriert diese Bedeutung des Leibes für die Entwicklung des Selbst-Bewusstseins.

In meiner Arbeit möchte ich aufzeigen, wie intersexuelle Menschen diese Interventionen erlebt haben und weiterhin erleben, wie ihr Blick auf die Welt aussieht, ob und wie sie sich nach diesen Eingriffen ein Selbst-Bewusstsein ‚zurückgewinnen‘ konnten. In den bisherigen Interviews hat sich gezeigt, dass

29 Meine Auseinandersetzung mit Leiblichkeitsansätzen (u.a. Merleau-Ponty, Waldenfels, Schmitz, Lindemann) spiegelt sich nun letztendlich im sozialkonstruktivistisch gewendeten Konzept des eigen-sinnigen Körpers.

dieser Prozess mit der Rückgewinnung der Selbstbestimmung über den Körper zusammenhängt. Für diesen Prozess spielt gerade das Einfordern von Informationen von der Medizin eine Rolle: Indem Akten angefordert werden, Fragen gestellt werden und mit Nachdruck die eigene „medizinische Biographie“ nachvollzogen wird, ist durch die Aneignung von Wissen die Rückeroberung der Macht über den eigenen Körper möglich.

Ich würde mich freuen, wenn Sie Interesse an meinem Projekt haben und/oder bereit sind, ein Interview mit mir zu führen!

[Es folgte eine ausführliche Beschreibung meines Lebensweges und Werdegangs sowie meines politischen und wissenschaftlichen Selbstverständnisses.]

Auf dieses Anschreiben hin meldeten sich Lisa und Rasloa bei mir. Mit ihnen führte ich Interviews im Hoch- beziehungsweise Spätsommer 2011. Durch Eicken als *gatekeeper* wurde es mir so letztlich möglich, eine angemessene Menge Interviews – und das in nahezu eingeplanter Zeit – durchzuführen^{30 31}.

5. THEORETISIEREN

Nach der Transkription der Interviews schickte ich diese den Befragten mit der Bitte zu, sie durchzusehen und ggf. eine Markierung von Passagen vorzunehmen, die sie nicht im Buch zitiert sehen möchten. Mit den Antworten der Befragten beschloss ich die Erhebungsphasen und begann mit der Auswertung des Materials. Diese führte ich zum einen weiterhin mit der Kodierung verbunden mit der KO-KONSTRUKTION des jeweiligen Geschlecht-Werdens in den Biographien durch. Eine Analyse solcher individuellen Konstruktionen als Forscher_in muss immer eine Ko-Konstruktion bleiben:

Die Re-Konstruktion biografischer Konstruktionsprozesse in der Analyse von Texten ist mithin keine abbildhafte Reproduktion, sondern eine „Ko-Konstruktion, die sich unter bestimmten Hinsichten und angeleitet durch bestimmte Fragestellungen und sensibilisierende Konzepte auf die im Text dokumentierten Konstruktionsprozesse bezieht. Es geht nicht

30 Hierfür gebührt Eicken an dieser Stelle ganz besonderer Dank: Ohne Dich hätte ich die Studie nicht in dieser Form durchführen können.

31 Die Suche nach Interviewpartner_innen ist Berichten von Kolleg_innen zufolge mittlerweile weit weniger schwierig, dazu beigetragen haben sicherlich auch die verschiedenen Ereignisse, die Intergeschlechtlichkeit als soziales Phänomen in Deutschland sichtbar gemacht haben.

darum, wie das Leben, von dem ein Text erzählt, „wirklich“ (gewesen) ist, sondern um die Entwicklung einer dichten, am Material plausibilisierten und differenzierten Theorie über

biografische Konstruktionsmodi und die Kontexte, die sie hervorgebracht haben. (Dausien 2004: 321)

Daneben überprüfte ich meine Lesarten immer wieder (wie von Beginn an) in verschiedenen Auswertungsgruppen (s.o.) und diskutierte meine Ausarbeitungen in verschiedensten Zusammenhängen³². Es bestätigte sich nach der Sichtung aller fünf Interviews auch inhaltlich, was sich mit den Schwierigkeiten bei der Erhebung schon angedeutet hatte: Eine Typisierung, wie sie in der GTM nicht unüblich ist, würde dem Material nicht gerecht. Die Anzahl der Biographien spielte dabei eine untergeordnete Rolle, auch wenn schon die Datenmenge und deren Erhebungsgeschichte den ‚Gütekriterien‘ einer gegenstandsbezogenen Theorie (*grounded theory*) im klassischen Sinne widersprechen (vgl. Glaser/Strauss 2005).

Die ENTFALTUNG EINER GROUNDED THEORY wird mit der fortschreitenden Auswertung und also der Ausarbeitung und Klassifizierung der entwickelten Kategorien vorgenommen und ihr Wirkungsbereich und die genaue Formulierung im laufenden Prozess vereindeutigt. Eine Grounded Theory...

1. ...soll DEM FORSCHUNGSGEBIET ANGEMESSEN sein, d.h., entworfene Konzepte und ihre Eigenschaften müssen anhand des Material explizierbar sein,
2. ...muss nicht nur für die Forscherin, sondern auch für die untersuchten Personen (und also für interessierte Nicht-Wissenschaftler_innen) VERSTÄNDLICH sein,
3. ...hat den Anspruch im Gegenstandsbereich PRAKTISCH NÜTZLICH zu sein,

32 So etwa wiederholt im Theorie-Kolloquium von Hartmut Rosa, den Kolloquien von Melanie Steffens und Gesa Lindemann und dem ZtG-Kolloquium in Berlin zum Thema; in selbstorganisierten workshops mit dem Thema (oder den angewandten Theorien) vertrauten Menschen; in Einzelgesprächen u.a. mit Brigitte Aulenbacher, Barbara Muraca und Gunter Weidenhaus, im über den Forschungszeitraum wiederholten Austausch mit Ulrike Klöppel, Lena Eckert, Kathrin Zehnder und Heinz-Jürgen Voß und *last, not least* in regelmäßigen Treffen mit Anne Stiebritz, mit der ich seit unserem Kennenlernen im Frühjahr 2010 in regelmäßigem und intensivem Austausch über unsere Projekte stehe; mit Vortragsbesucher_innen in Hamburg, Berlin, Leipzig, Weimar, Dresden, Bremen, Halle und Jena; in Seminaren zum Thema an der Uni Jena. Allen Diskussionspartner_innen sei an dieser Stelle herzlich für ihre kritischen Rückmeldungen gedankt!

4. ...muss die KONTROLLE des auf das Phänomen gerichteten Handelns ermöglichen, d.h., das untersuchte Verhalten soll sich anhand entwickelter Kategorien problemlos deuten lassen und
5. ...muss anhand einer umfassenden Erhebung und einer gründlichen und konzeptuellen Interpretation ALLGEMEINGÜLTIGKEIT (für den Bereich des untersuchten Gegenstandes) beanspruchen können.

(Vgl. Glaser/Strauss 2005: 13 und Corbin/Strauss 1996: 8)

Die Grounded Theory beansprucht damit nicht den Status einer ‚Großtheorie‘, sondern den einer ‚Theorie mittlerer Reichweite‘ (vgl. Alheit 1999: 16).

Entscheidend waren für mich forschungsethische Überlegungen – um dem SOLIDARISCHEN ANSATZ als (feldangemessenes) Vorgehen gerecht zu werden. Insbesondere widersprach es dem Besterben medizinkritischer intergeschlechtlicher Menschen, erneut in ein Raster wissenschaftlich konstruierter Kategorien eingeordnet zu werden. Dieses Vorgehen als Praxis des Medizindiskurses war lange Zeit eine Quelle der Leidenserfahrungen, die mir die Befragten schilderten. Ich entschied mich deshalb, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Biographien herauszustellen, ohne nach typisierenden, übergreifenden Konzepten zu suchen, nach dem ‚Besonderen‘ der Biographien zu suchen, indem ich sie mit geschlechtlichen Normalbiographien aus dem C4-Projekt kontrastierte. Ich stellte mir bei der Kodierung der Interviews die Frage, welcher Hauptbezugspunkt sich für die Beschreibung des Selbstverständnisses der Personen finden ließe. Ich suchte in jeder Biographie nach einer Art ‚pointierten Überschrift‘, einem Schlagwort ähnlich einer (aber eben nicht *der*) KERNKATEGORIE, die den Weg zur und das (vorläufige) Ziel der Beantwortung der Frage „Wer bist du?“ am treffendsten beschreibt. Die Unterschiede ergaben sich zum einen aus der Gewichtung und Verknüpfung der Kategorien, zum anderen aus den in den Biographien jeweils eigenen Bewältigungsstrategien. Als erstes Ergebnis, einer Art ‚Lesebrille‘, mit der nun das Material unter ‚gemeinsamen Vorzeichen‘ ausgewertet werden konnte, während gleichzeitig die jeweilige Besonderheit der Biographie nicht aus dem Blick geriet, entwickelte (s)ich die bereits ausgeführte Begriffsheuristik, die, genau genommen, eine Art Netz von Kategorien darstellt, die ich (auch) aus dem Material abgeleitet habe.

Die hier wiederum aus dramaturgischen wie darstellungsmethodischen Gründen als *zweiter* Schritt der Auswertung inszenierte Ko-Konstruktion orientierte sich methodisch stellenweise auch an Schützes *kognitive Figuren des autobiographischen Stehgreiferzählens* (1984). Schütze arbeitet heraus, dass die Erzählung eine KOGNI-

TIVE GESTALTUNGSAKTIVITÄT der Befragten ist, deren kognitive Figuren³³ oder „elementare Ordnungsbausteine“ (ebd.: 81) von Erzähler_in und Zuhörer_in gegenseitig als selbstverständliche Orientierung unterstellt werden (vgl. Ebd.: 81). Diese kognitiven Figuren sind „elementare Schemata, die wir beim Erzählen eigener Erlebnisse selbstverständlich verwenden, ja nicht umgehen können, ohne das Erzählschema selbst zu verlassen“ (Dausien 1996: 113). Die Struktur der lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung als Gestalt der Biographie bestimmt den Erzählstrom, sie lässt sich mit der Narrationsstrukturanalyse ‚aufbrechen‘ und aus dem jeweiligen Blickwinkel der Forschenden systematisch beschreiben. Biographische Erzählungen werden verstanden als SPRACHHANDLUNGSGESTALTEN (Alheit 1990: 22), in denen die Erzählung von biographischen Erlebnissen als die Rekapitulation der Erfahrungsaufschichtung zum Zeitpunkt der Handlung angenommen werden kann.

Die biographische Erzählung ist geprägt vom „dreifache[n] Zugzwang des Stehgreif-Erzählens“ (Schütze 1982: 571): GESTALTSCHLIEßUNGSZWANG, KONDENSIERUNGSZWANG und DETAILLIERUNGSZWANG (vgl. Ebd.: 571ff.). *Erstens* muss eine begonnene Erzählung zu Ende gebracht werden; damit dies möglich ist, muss *zweitens* dem „Relevanzschema“ (Alheit 1990: 21) Rechnung getragen und eine zielführende Komplexitätsreduktion der Situation vorgenommen werden; *drittens* müssen eben jene relevanten Passagen detailliert erzählt werden, um dem übergeordneten Handlungsschema gerecht zu werden (vgl. Alheit 1985: 21f.). Die Narrationsstrukturanalyse arbeitet zunächst die abgegrenzten Erzähleinheiten heraus, diese werden dann anhand der kognitiven Figuren schematisiert: Kommt im Interview ein neuer thematischer Erfahrungszusammenhang auf, muss dieser aus dem bisherigen Darstellungsstrom herausgelöst werden. Er wird in der Regel durch entsprechende Verweise in der biographischen Erzählung angekündigt und verlangt, dass Zuhörende den Themenwechsel mittragen – diese Akzeptanz wird von Erzählenden unterstellt. Mit dem Themenwechsel (oder Abschluss der Narration) muss das begonnene Thema abgeschlossen und das Ergebnis gesichert werden; auch hier gilt, dass die Schließung eines Darstellungszusammenhangs von Zuhörenden mitgetragen werden muss. Liegen all diese Prämissen des Interaktionszusammenhangs für ein *gelingendes* biographisches Interview im Schützchen Sinne vor, ist eine Segmentierung des Materials in →Ereignisse →Erzählsätze →selbstständige Erzählsegmente →Prozessstrukturen und letztlich das Herausarbeiten des →suprasegmentalen Darstellungszusammenhangs, also der Gestalt der Erzählung, möglich.

33 Dabei handelt es sich um erstens Biographie- und Ereignisträger und ihre Beziehung zueinander, zweitens die Erfahrungs- und Ereignisverkettung, drittens den sozialen Rahmen und die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte; vgl. Schütze 1984: 81.

Die Narrationsstrukturanalyse war bei diesem Auswertungsschritt für mich ein Hilfsmittel, das ich für die Strukturierung und Verknüpfung der anschließend auch erarbeiteten Sinnstrukturen benutzte. Ich verwendete die Methode – vereinfacht gesagt – zur Binnenstrukturierung der Biographien und damit tatsächlich vornehmlich als „Auswertungsraster“ (Dausien 1996: 111) für den Aufbau der biographischen Konstruktion. Eine engmaschige Strukturierung der Interviews entlang der kognitiven Figuren fand nicht statt, sondern kam immer dann zur Anwendung, wenn sich ein Teil des Interviews als besonders bedeutsam für die Analyse des Gesamtzusammenhangs erwies oder das Interview eine besondere Strukturierung aufwies. Ich arbeitete entlang der Heuristik die je individuelle Gestalt der Erzählungen über das Geschlecht-Werden heraus, indem ich neben der Funktion immer auch nach dem *Sinn* des Erzählten fragte. Dieses Verfahren war schon durch die Gruppenauswertungen von Beginn an Teil des Auswertungsprozesses und wurde von mir darüber hinaus in die Auswertung einbezogen. Diese Ko-Konstruktion fand unter ständiger Reflexion der Kategorisierung statt. Ließen sich einerseits die angelegten Kategorien immer auch anhand der rekonstruierten Gestalt der Erzählung auf ihre Plausibilität prüfen, lieferte das Kategoriensystem andererseits immer auch einen Orientierungsrahmen für die Überprüfung der Plausibilität der rekonstruierten Gestalt der Erzählung. Die Interviews wurden jedoch nicht entlang der segmentalen Struktur der Biographie rekapituliert (vgl. für dieses Vorgehen Dausien 1996), sondern die bereits vorgestellten Kategorien werden dimensionalisiert.

6. DARSTELLUNG DER BIOGRAPHISCHEN DATEN

Jede biographische Konstruktion im Detail hinsichtlich der jeweiligen Werte der Subjektivierung darzustellen, würde den Rahmen dieses (und jedes anderen) Forschungsberichts sprengen. Das Ziel der folgenden beiden auf die Empirie fokussierten Kapitel ist es deshalb, die vorangegangene Begriffsheuristik ‚mit Leben zu füllen‘ – Strauss und Corbin (1996) sprechen hier von der DIMENSIONALISIERUNG der Kategorien – und gegebenenfalls um neue Aspekte zu ergänzen. Mir geht es einerseits darum, den Prozess zu verstehen, mit dem alle Befragten sich in eine Position gebracht haben, die es ihnen erlaubt, aus einer (je individuell verwirklichten) Distanz über die als fremdbestimmt beschriebenen Medikalisierungen und Zurichtungen ihrer Körper als Narration von Geschlecht zu sprechen. Hierbei handelt es sich um eine komprimierte Darstellung der Ergebnisse „oberhalb der eigentlichen Daten- und Interpretationsebene“ (ebd.: 134) insofern, als dass ich hier fokussiert auf die jeweilige Kategorie eine passagenweise und nicht-chronologische Darstellung wähle, indem ich mich auf die Beschreibung der jeweiligen Kategorien

und nicht auf eine Sinnrekonstruktion der biographischen Konstruktion konzentriere.

Ich habe mich entschieden, im folgenden vierten Kapitel in einem ersten Schritt die Ko-Konstruktion der Haupterzählung von Irma vorzunehmen und diese mit einer zweiten, der von Lisa, zu kontrastieren; in diesem Vorgehen dokumentiere ich exemplarisch die Beschreibung der Medikalisierung intergeschlechtlicher Menschen als biographisch verarbeitete Erfahrungsaufschichtung. Im zweiten Schritt stelle ich die Techniken des Wissenstransfers im medizinischen Umgang mit Intergeschlechtlichkeit heraus; es zeigt sich, dass die Tabuisierung der Möglichkeit einer anderen Geschlechtlichkeit als weiblich oder männlich entsprechende Praktiken bei den behandelnden Mediziner_innen zeitigt. Daneben kolportieren weitere Praktiken der Wissenskontrolle die Enteignung des Körpers und der Biographie der Befragten. Diese herauszuarbeiten und zu systematisieren ist Ziel des Abschnitts. Im fünften Kapitel arbeite ich die Rolle des Körpers in den Biographien heraus. Die dort nachgewiesene These ist, dass dieser ein eigener Erfahrungsspeicher ist, der auch unabhängig von Reflexion einen eigen-sinnigen Eingang in die biographische Konstruktion fordert – und erhält. Daneben gibt seine Anwesenheit und offene Thematisierung in den Biographien weitere Hinweise auf den Zusammenhang von Biographie und Körper. Im sechsten Kapitel stelle ich zuerst ein Modell des Emanzipationsprozesses intergeschlechtlicher Menschen von medizinischen Zurichtungen vor. Anschließend formuliere ich auch daran anknüpfend methodologische Überlegungen zur ‚intergeschlechtlichen Biographizität‘ und stelle zuletzt grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis von Körper, Biographie und Geschlecht an.

